This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

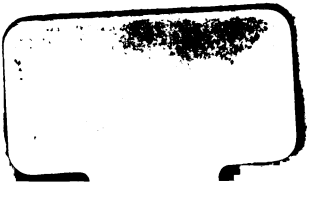
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS III A.11S



Schweizerische Erzählungen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Heinrich Kurz.

Zürich,
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1860.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
9 FEB 1968
OF OXFORD
LIBRARY

Salomon Geßner.

Franz Xaver Bronner.

J. C. Appenzeller.

Gottlieb Jakob Kuhn.

Joh. Rudolf Wyß, der Jüngere.

armen Lüt all links und bedurlich den See hinuf, da dannen unser-Helfer von Fryburg und von Bern je kommen sollten. Und Wyler stand und redt mit Haupts Bewegung yfrig zu dem ungetrüwen Rumtschan, der da spöttlich vorn uf sinem Roß hielt, und schlug darob ein anderer us der Maßen großer Herr mit einer Gläne uf des Wylers Haupt, daß er's zur Syten henkt, als wär's ein Holderzweig, und wär vom Hagelschlag troffen.

Und indem, so waren da der Böswichten gnug, die unser fromm unschuldig Ehrenlüt an Böum ufzochen, und in d'Schiff hinstießen, und an den Seilen us den Schiffen in d's Wasser henkten, da sie dann elendiglich ertranken in d's Sees Grund. O weh, wie durt mich's der weidlichen G'sellen, die ich denn kannt und lieb hatt, und ein Theil mir gesippt waren von Mutter oder Vater har! Auch so waren Edelknecht da, und gar zart Jünkerlin, die mich dann in der Seel erbarmten, und hätt ein Glied um das ander dargeben mögen mins eignen Lybs, daß ich die errett hätt us der Mörder Händen, und heimg'fristet in die gut Stadt Bern. Also sach ich da mit Reuen und Thränen, anders gar nit, dann ein krank Wyb, die groß Unthat üben, und erkannt des Ersten min liebsten Waffenfründ den Gantner, glych zuvorderst an dem Todtenreigen. Der war also stark, daß er die Band zerrissen hätt, so er nit gern hätt sterben g'wollt in Mitte siner Brüdern. Und als ihn ein wältscher grimmiger Hatschierer neckt mit einem Lanzenspitz, nahm der stark Mann ein'n Ansatz uf ihn, und stieß ihn derg'stalten mit dem Fuß in Unterlyb, daß er für Tod darnider sank, und vil der Finds Stimmen dem mannhaften Eidgnossen Lob zuriefen, dann redlicher Herren und g'meiner Krieger je gnug in dem Lager waren, die des greulichen Mords und Meineyds ein Mißfallen hatten, der leider Gottes an unsern Lüten hiermit beschach.

Da starb der alt Rybo, der dann mit Wundmalen ganz überdeckt und allzyt sighaft in Schlachten und Stürmen der Vormann

Ulrich Hegner.

andern Glaubensgesellen mit, die sie unter sich herumgehen ließen, und mir etwas mehr und dann noch mehr boten; aber ich wollte nicht, und unwillig über ihr Zögern, riß ich sie ihnen aus den Händen und steckte sie schnell in mein Taschenbuch.

Bald darauf ging ich schlafen, und mir folgte ein andrer wohlbekannter Krämer, der auch auf meine Kammer angewiesen war. Noch wollte ich meine Lotterieloose an ihren alten Platz in der Brieftasche versorgen, als ich wahrnahm, daß eines derselben verwechselt worden sei, denn die Zahlen der meinigen folgten sich unmittelbar, das wußte ich bestimmt. — Das haben die Juden gethan, schrie der Krämer, und sprang sogleich hinunter, ich ihm nach, und da einer derselben eben im Begriff war, wegzureiten, hielten wir ihn fest. Es gab Lärm, wir schleppten ihn in die Wirthsstube, wo auch ohne Verzug die andern von den willigen Anwesenden gepackt wurden. Zwar beriefen sich die Juden sogleich auf den Richter, vor dessen Gerechtigkeit sie gebracht zu werden verlangten; allein es hieß: die Gerechtigkeit des Richters ist langsam und ihr Spitzbuben seid schnell, ihr möchtet Zeit gewinnen, das Gestohlene auf die Seite zu bringen; seid ihr unschuldig, so dürft ihr euch wohl aussuchen lassen! Und damit gerieth die ganze Gesellschaft, aus Krämern und Handwerksburschen und Fuhrleuten bestehend, über die armen Schelmen her und durchgriff sie so tüchtig, daß ihnen nichts Bedeutendes mehr auf dem Leibe blieb, als blaue Flecken und rothe Striemen. Zwar ward mein Loos gleich anfangs bei dem, der hatte wegreiten wollen, gefunden, das hinderte aber keineswegs den Untersuchungseifer gegen die Uebrigen, die am Ende, als sie die Uebermacht empfanden, still und geduldig sich der Mißhandlung hingaben, und den Verlust mancher Habseligkeit, denn ohne dieß war die christliche Bemühung nicht abgelaufen, wenig zu achten, ja sich derselben noch heimlich zu freuen schienen, um desto wirksamer vor dem Richter auftreten zu können.

Der Lärm war indessen außer das Haus gedrungen; es kam Be-

Kosten hatte; denn die Ordnungsliebe des Richters verlangte, daß ich die vollständige Summe wieder zur Hand nehmen müsse, ob ich mich gleich dessen weigerte, und lieber gar Nichts mehr von diesem Blutgeld hätte hören oder sehen mögen.

Aber die gute Hüterin des Schatzes war leider nicht mehr, und ich selbst mochte und konnte ihn nicht hüten, da ich keinen Grund zu haben glaubte, meinen gewohnten Handel und Wandel aufzugeben. Ich mußte also für eine neue Haushälterin sorgen, und fand sie in einer armen Freundin der Muhme, die ich ehedem öfters bei ihr gesehen hatte. Das Geld mochte ich nicht anrühren, noch weniger zur Stunde darüber verfügen, weil es allgemein hieß, die Räuber hätten das Leben verwirkt, und ich durch Fürbitten und Anerbietungen ihnen dasselbe zu erhalten hoffte. Was sonst die Welt für ein beneidenswerthes Glück ansieht, wohl gar für eine besondere Gunst des Himmels, solch ein überschwenglicher Gewinn, ohne Mühe und Arbeit, das war für mich eine Quelle bittern Leidens geworden. Dieß fatale Glück hatte einen Juden in's Zuchthaus gebracht und seinen Mitschuldigen Prügel und Mißhandlungen zugezogen; meine Muhme hatte darüber ihr Leben eingebüßt, und deßwegen sollten jetzt noch drei andere Menschen (einer der Diebe war entwichen) hingerichtet werden! Mein schwacher Geist konnte das nicht vertragen, und eine ängstliche Unruhe, die meine Phantasie angriff, verfolgte mich bei Tage und ließ nicht ab von mir in langen Nächten. Ich bot Geld, zuletzt die ganze Summe, worüber die Obrigkeit zu wohlthätigen Stiftungen oder wie es ihr beliebte, verfügen möge, wenn damit etwas zur Lebensrettung der Schuldigen könnte bewirkt werden. Man sah wohl, daß es mein Ernst war, wandte mir aber, leider ganz richtig, die Mordthat ein, für welche das Gesetz keine Gnade habe. Dazu lagen mir noch ärger als vorher die Juden, die Blutsverwandten der Gefangenen ohne Unterlaß auf dem Halse, sobald sie meine günstige Stimmung erfahren hatten. Alles was ich für diese that, war ihnen

David Heß.

Joseph Baumann.

Hektor Zollikofer.

Rosalia Rothpletz, geb. v. Meiß.

(Rosalia Müller.)

die Feder entſinkt der zeichnenden Hand des Dichters, und in ſeinem Herzen regt ſich mächtig und rein der Glaube an Alles, was auf Erden und im Himmel groß und herrlich heißt.

Es iſt eine der Eigenſchaften, welche das weibliche Geſchlecht auszeichnen, daß die Frauen bei jeder Gemüthsbewegung, bei jedem Seelenſchmerze und bei jeder tief empfundenen Freude ſich bald zu faſſen und die eingetretene Spannung ſchnell in die Haltung zurückzuführen wiſſen, die dem Leben geziemt. Zu einer untergeordneten, duldenden Stellung in den menſchlichen Verhältniſſen beſtimmt, wirken Erziehung und Anlage gleich kräftig darauf hin, ihnen die nöthige Gewalt über ſich ſelbſt zu geben, und ſie in den Stand zu ſetzen, in entſcheidenden Momenten einen Theil deſſen mit Anſtand zu verhüllen, was ihre Bruſt bewegt. Die Gewohnheit macht es ihnen zuletzt leicht, über den allzu heftigen Ausbruch ihrer Gefühle zu ſiegen und alle die ſtürmenden Regungen, die bei den Männern ſich in Wort und That ausſprechen, in die zarte Bruſt zu verſchließen. Dieſe Zurückhaltung, dieſes Ueberwinden jeder lebhaften Leidenſchaftlichkeit, bezeichnet das edlere Frauengemüth, das darum, weil es ihm verſagt iſt, die mächtigen Gefühle ſeines Herzens ohne Rückhalt zu äußern, nicht weniger tief empfindet, und die einmal in ſich aufgenommenen Eindrücke wohl viel dauernder zu bewahren verſteht, als der kräftig und unverholen ſich ausſprechende Mann. Was dabei in die Tiefe der Bruſt zurückgedrängt und unterdrückt werden muß, äußert ſich dann in muthigem Wirken, in angemeſſenem Walten da, wo das Schickſal die Frau hinſtellte, und wenn der gewaltige männliche Geiſt einen Theil ſeiner Kraft ſchon durch ungeduldiges Sträuben und Kämpfen zerſplittert hat, dann ſtemmt ſich das ſchwächere Weib unermüdet dem drohenden Verhängniſſe entgegen und erreicht in ſtiller Ausdauer oft dasjenige, was der ausbrechende Sturm in des Mannes Gemüth unmöglich gemacht hat. Mächtig aber und unläugbar iſt der Zauber hoher, edler, duldender Weiblichkeit, wenn ſie den Gipfel

erſtiegen hat, der ihr hienieden zum Ziele dient; wenn das liebende Gemüth nur von ſanften Gefühlen belebt mit Milde und Nachſicht fremde Schwächen erträgt, mit inniger Ergebung die Schläge des Schickſals aufnimmt und jeden unweiblichen Ausbruch leidenſchaftlichen Weſens zurückzuhalten weiß. Der rohe Sinn, die wilde Heftigkeit verſtummt vor ihr und mildert ſich in ihren holden Strahlen; ſie beſſert da, wo noch einige Empfindung wohnt, ſie hebt das verzagende Gemüth, ſie leuchtet mit freundlichem Licht auf den dunkeln Pfaden des Lebens und ihr Einfluß wie ihre Wirkungen ſind nicht zu berechnen.

Frau von Detmund, deren viel geprüfter Sinn ſich frühe gewöhnt hatte, jeden äußern Eindruck mit Faſſung in ſich aufzunehmen und die Freude wie den Schmerz zu bezwingen, war auch jetzt die Erſte, welche ſich in die Seligkeit zu finden wußte, die dem Alter und der Erfahrung zum Trotz ſich ihres Herzens bemächtigt hatte. Von der tiefen Bewegung in die ihr geziemende ſtill freundliche Heiterkeit übergehend, faßte ſie des Freundes und des Sohnes Hand, mit einigen milden Worten das Verhältniß zwiſchen beiden und den Dank bezeichnend, der ſeit Jahren in dem Innern ihrer Bruſt dem fernen Geliebten gezollt worden war. Dann legte ſie die kleine lächelnde Klara in des Kriegers Arm, als den jüngſten Repräſentanten aller ihrer ältern Vorgänger, und das freundliche, gar nicht ſchüchterne Mädchen fand an den glänzenden Achſelbändern und den goldenen Schnüren ein ſolches Behagen, daß es ſich traulich an ihn ſchmiegte und ſelbſt den ausgebreiteten Arm der Mutter verſchmähte. Auch die Uebrigen drängten ſich herzu: der kecke Rudolf, deſſen Knabenſinn die hohe Geſtalt, die dicht anſchließende Uniform, die ſchwankende Feder auf dem Hute und vor Allem der blanke Säbel erfreute, der ſchmeichelnde Otto, der mädchenhaft zarte Julius und die beiden jüngern Schweſterchen wurden von der Großmutter dem Freunde zugeleitet, ſelbſt auf Emma's liebliche Lippen durfte Laßbergs bärtiger

Geberden der innigſten Liebe einen Strauß künſtlicher Blumen, deren zarter Bau nicht nur, deren Duft ſogar die natürlichen nachahmte. „Du ſtreueſt der Blumen Fülle überall auf Deiner Kinder Lebenswege, und Dir hat das Schickſal nur wenige gereicht. Aber ſieh nur, dem Danke ihrer Herzen ſind Roſen und Veilchen und das Blümchen der Treue mitten im ſtürmenden Winter entblüht; ſie kränzen damit Deine alternden Tage und wollen dich lieben und pflegen: und mit dem Glück ihres Frühlings Deine Zukunft verſchönern, ſo ſanft Dein liebes Herz ſchlägt.“ So ſprach in flüſternden Lauten das holde Kind und umfing die Kniee der theuern Mutter. Da wurde durch die Bewegung, welche dieſe machte, indem ſie das geliebte Mädchen umarmen wollte, der Hintergrund ſichtbar, die Knieende erblickte einen hellbraunen Lockenkopf, der ſich an die Schooß des Oberſten lehnte, deſſen helle Augen in nie vergeſſenem Ausdruck auf ihr ruhten, und überwältigt von der Macht dieſes ſchönen Augenblicks, nachdem ihr Gemüth mehr als ſonſt aufgeregt geworden war, ſank ſie zuſammen und wurde kaum noch von den Armen des ältern Bruders aufgefangen.

Klaire erwachte nach kurzer Bewußtloſigkeit, denn nur eine ſolche vermag die Ueberraſchung der Freudenthränen, aufs neue Erſtaunen in den Armen der Großmutter, Emma heuchelte ängſtlich zagend über die geliebte Freundin, der Oheim Ludwig ſtand dieſer zur Seite und verſchwendete alle Fluth väterlichen Waſſers, um den betäubten Geiſt wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, und in der Verſtandenheit der Kinder, denen bei der Verwandlung des Weihnachtsgeſchenkes in Thränen, Klagen und bei der Enttäuſchung, die ſie erlitten hatten, gerade ſo zu Muthe ſein mochte, wie dem jugendlichen Herzen, das unter den Trümmern der Unſchuldswelt groß gewiegt und von allen den ſüßen Bildern des unbefangenen Kindheitstraumes umgeben, nun in das Leben tritt, wo die rauhe Wirklichkeit ſchnell die glänzenden Schwingen der flatternden Pſyche ihres Farbenduftes beraubt und ſie entzaubert dem matten Auge wieder darſtellt. Gleichwohl hinderte dieß nicht

Welt zu zeigen, jeden Genuß seines Alters hätte ihm der väterliche Freund verschafft, der nun seinen Wohlthaten die Krone aufsetzen wollte, indem er ihm eine seinen Talenten angemessene Stellung geben und ihn zu seinem dereinstigen Erben erklären wollte. Für alle diese Opfer verlangte er nur seines Neffen Gegenwart, des einzigen Wesens, für welches er nach dem Verluste seines Lebensglückes gelebt und gewirkt hatte. Wie hätte dieser um einer thörichten Neigung willen Alles hinwerfen können, was Ehre und Dankbarkeit, was sogar die einfachste Lebensklugheit von ihm forderte; und zu was hätte es ihn geführt, wenn er wirklich den Eingebungen seines Herzens hätte Folge leisten wollen? Wie hätte er, dessen Aussichten durch eine solche Handlungsweise zertrümmert werden mußten, sich den Verwandten des geliebten Mädchens nähern und ihnen Anträge machen dürfen, wie hätte er den Muth gewinnen können, sich in seiner Vaterstadt in so traurigen Verhältnissen wieder zu zeigen, nachdem er mit Allem umgeben und ausgestattet, was dem Liebling eines reichen Mannes zu Theil werden mochte, von dort geschieden war? — Nein, er mußte seinem Verhängnisse folgen, er mußte die zum ersten Mal erwachende, mächtige Leidenschaft in seinem Herzen bekämpfen, und wollte er seinen Grundsätzen gemäß, wollte er großmüthig handeln, so mußte er sogleich fliehen und den Wunsch unterdrücken, noch einmal die keimende Neigung in Klarens schönen Augen zu sehen, damit nicht ein unschuldiges Wesen in die Ungewißheit seines Schicksals verflochten würde. Diese, bei der heutigen jungen Männerwelt selten gewordene Gewissenhaftigkeit führte Felix den Tag nach dem Zusammentreffen in der Kirche mit der Flügelschnelle vier rascher Postpferde von dem gefährlichen Orte weg, und wohl fühlend, daß er recht gehandelt hatte, sank er nach einer glücklichen und ziemlich heitern Reise seinem unbekannten Oheim und Wohlthäter in die Arme.

Der Oberst fand, wie es denn auch nicht anders sein konnte, an

dem edlen, talentvollen, in jeder Hinſicht liebenswerthen Manne ein ungemeines Behagen, und es ging für ihn mit dieſer neuen Erſcheinung gleichſam ein zweites Leben auf. Nicht nur fühlte er ſich durch die Perſönlichkeit und die Eigenſchaften ſeines Neffen angegezogen, nicht nur war er ſtolz auf die Lobſprüche, die er überall erhielt, nicht nur machte ihn der Gedanke glücklich, daß es hauptſächlich ſeinem Einwirken zuzuſchreiben ſei, daß die hoffnungsvolle Blüthe ſich zu der reifenden Frucht geſtaltet hatte, aber es knüpfte ſich mit ſeinem jungen Freunde wieder ein neues Band an die immer werth gehaltene Heimat in ſeinem Herzen; längſt verblichene Bilder wurden wieder hell, Empfindungen, die er das ganze Leben hindurch treu in der Bruſt getragen hatte, regten ſich mit neuer Stärke, und Laßberg wurde nicht müde, Erzählungen und Nachrichten zu hören, die ihn mit dem fernen Vaterlande, ſo ſchien es ihm, wieder zuſammenknüpften. Eins nur blieb ihm räthſelhaft in Felix Gemüth; es hatte ſich über ſein ganzes Weſen ein leiſer Anflug von Schwermuth verbreitet, die ſich ſelbſt in den lebendigſten und anmuthigſten Umgebungen nicht verlor, und die der alte Laßberg vorerſt als ſeichte Spuren von Heimweh anſah. Nähere Beobachtungen machten ihm aber deutlich, daß es irgend ein anderes Gefühl ſei, welches das jugendliche Herz mit dem Schleier der Wehmuth verhülle, das an ſtillen Abenden, die in jenen Gegenden ſo unbeſchreiblich ſchön ſind, und mit ihren weichen Tinten in die ſehnſüchtige Seele übergehen, einen feuchten Schimmer in ſeine Augen lockte, das ihn von jedem rauſchenden Vergnügen zurückhielt und ihm bei dem Anblicke der ſchönſten weiblichen Geſtalten eine unerklärliche Gleichgültigkeit gab. Zu lange und zu unbedingt hatte ſich der Oheim ähnlichen Empfindungen hingegeben, zu genau war er mit den Kennzeichen derſelben befreundet, als daß er ſich über den Herzenszuſtand ſeines Neffen hätte täuſchen können, und überhaupt, daß die Reiſe zu ihm irgend ein zartes Verhältniß zerriſſen habe, entſchloſſen, das Glück, deſſen er ſelbſt ſchmerz-

wird vielleicht die Großmama gut ſprechen und Ihnen ſagen, daß ich bereit ſei, ihr liebes Kind mit der vollen unwandelbaren Zuneigung eines zärtlichen Vaters zu umfangen und zu halten mein Leben lang!"

Wohl hätte es vielleicht der Nähe des geliebten Mannes und des bittenden Blicks ſeiner Feueraugen nicht bedurft, um aus Klairens Munde die Beſtätigung ihrer Wünſche und Entſchlüſſe hervorzuziehen, und es blieb nach dem leiſen Geſtändniſſe der Enkelin der alten Dame kein Räthſel mehr, warum anderweitige, recht annehmliche Bewerbungen in dem lange ſchon beſetzten Herzen keine Aufnahme hatten finden können. Der Weihnachtstag, der mit den lieblichen Strahlen ſeiner Winterſonne über den Glücklichen aufging, ſah Klairen und Felix die ſichtbaren Pfänder der Liebe tauſchen, wie lange ſchon die Seelen ſich mit einander vereinigt hatten; er ſah, wie die geſegnete Großmutter in dem Kreiſe aller ihrer Kinder und Enkel die Hände der Liebenden in einander fügte und ſie mit vor Freude bebender Stimme einweihte zu einem glücklichen, tugendhaften Leben, deſſen Quellen, in der eigenen Bruſt entſpringend, ſich einſt, wenn ihr Weſen rein und ungetrübt bleibt, in die Ewigkeit ergießen; er war Zeuge, wie Emma der Freundin einen Kranz von Myrthen und Roſen zum Weihnachtsangebinde brachte, und wie durch die Thränen der Rührung der Strahl ſanfter Freude brach, als eine leiſe Ahnung eigenen Glücks; und als auch dieſer frohe Tag zu ſeinen Brüdern hinunterſank, da fühlte jedes Glied des fröhlichen Vereines, daß, wenn auch dem armen Menſchen die Leidensſtunden weit länger und in größerer Anzahl erſcheinen, als die kurzen frohen Augenblicke, dennoch ein ſolcher Moment hinreiche zur Entſchädigung für ſchweres und tiefes Leid.

Als einige Monate ſpäter die wärmende Sonne der erſten Aprilstage faſt jede Spur des unfreundlichen Winters ausgelöſcht hatte, als der welke Raſen in liebliches Grün umgewandelt dem Auge

wohlthat, das ſich an dem Kerzenlichte der langen Nächte ermüdet fühlte; als warme Südlüfte wehten, die Veilchen in beſcheidener Verborgenheit ihren erquickenden Duft den wieder auflebenden Menſchen ſpendeten und Hyazinthen in Menge ſich aus den Knoſpen entwickelt hatten, da vereinigte ſich aufs Neue die ganze Familie in freudigem Leben. Wir finden ſie in dem Garten der Großmutter, wo ſo eben das Kinderfeſt des Oſtertages gefeiert worden war, und die kleinen wie die großen Kinder die bunten, in ihrer Farbenpracht weithin ſchimmernden Eier unter blühenden Büſchen geſucht und gefunden hatten. Die muntere Schaar tummelte ſich auf den Raſenplätzen umher, wußte ſich vor Vergnügen in der lieblichen Frühlingswärme nicht zu laſſen, und wir bemerken, wie ſo eben die kleine Klara unter Rudolfs Beiſtand die erſten, unſichern Schrittchen verſucht, während Vater und Mutter Arm in Arm lächelnd den Spielen zuſchauen. In der Allee, deren Bäume hie und da ſich mit feinem, lichtem Grün bekleidet haben, ſchreitet ein Pärchen auf und nieder, ſo in ſich ſelbſt vertieft, ſo ganz den Gefühlen einer Zeit hingegeben, die nimmer wiederkehrt, daß wir keine Mühe haben, Felix und Klairen zu erkennen, die verloren in die Plane und Hoffnungen einer ſchönen Zukunft, Frühling und Blumen, Himmel und Erde um ſich vergaßen. Uebermorgen iſt der erſehnte Tag, der beide auf ewig mit einander vereinen, der ihnen das Paradies erſchließen ſoll, mit dem allein eine gute Ehe verglichen werden kann. Der Winter iſt ihnen in Trennung und Wiederſehen dahin geſchwunden, denn die Einrichtung des jungen Paares, die nothwendig in Laßbergs Vaterſtadt bewirkt werden mußte, hat Oheim und Neffe oft entfernt gehalten, und der erſtere hat weder Mühe noch Koſten geſcheut, um das Neſtchen ſeiner Lieblinge recht warm und nett zu bauen. Der Raum, der ſie künftig von den Freunden trennen wird, iſt nicht groß, er mag leicht und ſo oft es das Herz wünſcht, überſprungen werden, und die Glück-

Rudolf Meyer.

Abraham Emanuel Fröhlich.

auffaſſen konnte, verſtand die neue Sprache, war von ihren Gefühlen ergriffen und lobte die reiche Fügung.

Es waren reizende Einladungen, ſich freundlichem Geleite anzuvertrauen, und der Ausdruck der Seligkeit, Geſuchtes gefunden zu haben, neu verbunden ſich gegenſeitiger Hingebung zu erfreuen und ſich auf ſanften Wellen der Wonne zu wiegen. Durch Weiſen, welche wie aus dunkeln Schatten noch zu klagen, aus der Einſamkeit zu flehen ſchienen, gewannen die Schilderungen des Genuſſes lebendigeres Licht. Mitunter klangen von jenen Melodien, die auch dem großen Componiſten nicht immer gelingen, die, ungeachtet ihrer Neuheit, wie unſerem eigenen Herzen entquollen ſind, die reinſten Saiten in uns tief und mächtig in Schwingung bringen und ſich nimmer wiedervergeſſen laſſen.

Die kunſtgebildete Nachbarin hatte bald das Eigenthümliche und Anſprechende, ja Ergreifende dieſer Tanzweiſen empfunden, und nach ihrem Erfinder fragend, durch Adelheid ihn erfahren. Andere Aufmerkſamkeiten wurden ihr nicht undeutliche Worte zu den Melodieen, und der ſie beobachtende Gutsherr glaubte freudige Ueberraſchung aus ihren ſchönen Augen leuchten zu ſehen. Ja ſie bat um Wiederholung der gelungenen und gemüthlichen Weiſen.

Als er hierbei weniger mehr die Noten anzuſehen hatte, wurde Hugo auf ein noch kleines anmuthiges Mädchen aufmerkſam, das gerade vor ihrer Laube ſtehen geblieben war und zu ihnen hereinguckte. Das iſt ja leibhaftig meine Cäcilia, dachte er, wie ich ſie als Kind kannte und liebte, gerade ſo trug ſie die ſchwarzen Locken; das war ihr Blick und ihr kleiner Mund und das Grübchen in der Wange. Das Mädchen begann wieder zu tanzen, es war auch Cäciliens Haltung und Bewegung. Hugo, von den Erſcheinungen des Tanzes ſonſt ſchon gerührt, ward erſchüttert; unwillkürlich wandte er ſich gegen die Zuſchauer, auf die er bisher weniger geachtet hatte, und von deren einem Theil er der Muſik wegen abgewandt ſitzen mußte. Und

ſiehe! da ſaß in der Reihe, die er eben bisher nicht im Auge hatte, ſeine Cäcilia ſelbſt, blühend wie er ſie als Jungfrau geliebt und geküßt.

Ihre Eltern hatten ſie ihm, einem armen Jüngling, nicht laſſen wollen, verließen unverſehens ihren damaligen Aufenthalt, Hugo's Heimat. Die Trauernde wußte man nachwärts von dem Tode ihres Geliebten zu verſichern. In der Nähe dieſes Schloſſes verheirathete ſie ſich ſpäter an einen reichen Mann, lebte auf dem Lande in ſtiller Zurückgezogenheit, und war nach kurzer Zeit wieder Wittwe geworden.

Alle Freuden in ihrem ehemaligen Beſitze, alle Leiden nach ihrem Verluſte, die Wonne des Wiederfindens, der neue Schmerz, ſie Gattin zu ſehen, durchſtürmten ihn. Sein bisheriges Leben war ein Sehnen und Suchen nach ihr. Er hätte jetzt plötzlich aus ſeiner Verhüllung hervorſpringen, ſie mit Namen rufen, ihre Hand ergreifen, ſie umarmen und herzen mögen. Zwar ſaß jetzt nur der Gutsherr neben ihr und ſie war ganz in die Unterhaltung mit ihm vertieft. Aber Hugo wußte ſie nicht als Wittwe und hatte natürlich auch die Gegenwart ihres Gatten vorauszuſetzen.

Die Freunde bemerkten Hugo's außerordentliche Bewegung und wie er unverwandt durch die Zweige nach der neben dem Gutsherrn ſitzenden Schönheit hinblickte.

„Iſt meine Prophezeiung ſchon in Erfüllung gegangen?“ fragte Johannes nach Beendigung des Tonſtückes. „Ja“, ſagte Hugo, „dort ſitzt meine Cäcilia; aber das Kind, das jetzt neben ihr ſteht, iſt ihr Ebenbild; ſie iſt verheirathet!“ Viktor, durch Adelheid von der Abſicht des Feſtes unterricht, gab Kunde von den Verhältniſſen. „Nun ſo frage durch Töne an“, ſagte Johannes, „ob ſie Dich noch kenne, ob ſie Dich liebe. Wir wollen, bis Du deſſen gewiß biſt, nicht aus unſerm Verſtecke hervortreten.“

„Nun“, erwiederte Hugo, „ich will von jenen alten Tänzen einige ſpielen, die wir als Kinder hörten, von jenen Melodieen, die ich als

Franz Kuenlin.

J. J. A. Pfyffer zu Neueck.

Johann Jakob Reithard.

Schweizerische Erzählungen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Heinrich Kurz.

Zweiter Band.

Zürich,
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1860.

Alfred Hartmann.

von dannen. Kaum war er aber zwanzig Schritte gegangen, so kehrte er um und rief den Schulmeiſter auf ein paar Worte abſeits. Er nahm ihn bei der Hand, und wir ſahen, wie er etwas recht Bedauerliches zu erzählen begann; — plötzlich riß der Schulmeiſter ſeine Hand weg, ſprang drei Schritte zurück, als ob ihn eine Schlange gebiſſen hätte und begann den Reiſenden auszuſchimpfen, worauf dieſer faſt flennend in den Wald hineinging und verſchwand. Der Schulmeiſter bengelte ihm noch einen Knebel nach, den er juſt in der Hand hielt. „Was iſt dich angekommen, Schulmeiſter?“ — „Daß Gott erbarm“, war die Antwort, „nun ſitzen wir ſauber im Pfeffer! Sagt mir da der Kerl, wie er mich bei der Hand hält, er ſei krätzig, er habe es auf dem Schiff aufgeleſen und ob ich keine Salbe dawider hätte?“

Ich ließ den Pflug und der Roni die Peitſche fahren vor Schreck. Der Krätzige hatte uns ebenfalls die Hand geſchüttelt, auch hatte er aus unſerem Waſſerkruge getrunken, den ſeither jeder von uns mehr als einmal zum Munde gebracht. Wir mußten alſo alle drei krätzig werden, das konnte gar nicht fehlen.

Für heute wurde die Arbeit aufgeſteckt und vor allem berathen, was nun zu thun ſei. Der Roni meinte, wir ſollten dem Kerl nach, um ihm nach Verdienſt das Fell durchzugerben. Was hätt's uns aber genützt? Wir beſchloſſen demnach einen zum Dr. Schlüſſelbart abzuſenden, um Zeug gegen die unſaubere Krankheit zu holen. —

Kam da juſt wieder ein Mann aus dem Walde gegangen. Zwei Fremde an einem Tage, das war uns bis dato noch nie paſſiert. Er trug einen Kaſten auf ſeinem Rücken und ſchritt auf unſere Hütte zu, worauf er ſeinen Kaſten abſtellte und uns meldete, er ſei ein reiſender Apotheker. Ob wir kein Pulver gegen das Fieber kaufen wollten. — Ein Apotheker, das war für uns in dieſem Augenblick faſt ſo viel als ein Engel vom Himmel. „Pulver brauchten wir keines“, riefen wir alle drei miteinander, „aber ob er keine Salbe ge-

hinunter. Zudem war mir der Fremde bereits verdächtig vorgekommen; — was wollte er mit seinen hundert Fragen über Dinge, die ihn nichts angingen? auch tönte mir seine Stimme halb und halb bekannt im Ohr, — und dann suchte er sein Gesicht immer schön im Schatten zu behalten. Deßhalb nahm ich einen Armvoll dürres Reisig und warf es aufs Feuer. Bald schlug eine helle Flamme auf, und es wurde in der Hütte so hell, als ob zwanzig Lichter drinn brennen würden. Der Fremde, der meine Absicht gemerkt hatte, zog, als es plötzlich so heiter wurde, schnell den Kragen seines Mantels, in welchen er noch immer eingewickelt war, übers Gesicht. Aufgepaßt! dacht ich, that aber nicht dergleichen.

„Kommt euch, scheint's, etwas langweilig vor, hier ganz allein im Walde", fing er den Diskurs wieder an. „Hättet eine Frau mitbringen sollen aus der Heimat!" — „Bei uns sind's die Weiber besser gewohnt", erwiederte ich, indem ich zugleich mit einem Auge nach der Flinte schaute, die ich dem Landschäftler abgekauft, ob sie doch richtig noch an ihrem Nagel hange. Dann machte ich mir Etwas mit dem Wasserkessel zu schaffen, der ob dem Feuer hing, schob die Gluth davon weg und richtete es so ein, daß ein brennendes Scheit dem Fremden gerade auf den Zipfel des Mantels fiel. „Nichts für ungut", rief ich, und riß ihm denselben mit einem kräftigen Ruck von den Schultern. Neugierig blickte ich meinem Gaste in das nun unverhüllte Gesicht und sah — den Herrn Schmid, der mir meine Dublonen gestohlen, vor mir sitzen!

Ich trat betroffen ein paar Schritte zurück, und überlegte in der Geschwindigkeit, ob ich nicht einen Knittel zur Hand nehmen, und die Sache wegen den Dublonen als so warm ins Reine bringen solle. Der Herr Schmid schaute mir aber ganz gelassen ins Gesicht und sagte lachend auf gut Schweizerdeutsch und mit seiner natürlichen Stimme: „Guten Abend, Dursli, weil's doch jetzt mit der Komödie aus ist." — „Ob er mir etwa den Zins bringe", fragte ich. —

Gottfried Keller.

Mal gerauft, dann aber vierzig lange Jahre mit keiner Hand mehr berührt, ausgenommen in ihrer guten Zeit, wo sie sich etwa zum Gruße die Hände geschüttelt und auch dieß nur selten bei ihrem trockenen und sicheren Wesen. Nachdem sie ein- oder zweimal geschlagen, hielten sie inne und rangen still zitternd mit einander, nur zuweilen aufstöhnend und elendiglich knirschend, und Einer suchte den Andern über das knackende Geländer ins Wasser zu werfen. Jetzt waren aber auch ihre Kinder nachgekommen und sahen den erbärmlichen Auftritt. Sali sprang eines Satzes heran, um seinem Vater beizustehen und ihm zu helfen, dem gehaßten Feinde den Garaus zu machen, der ohnehin der Schwächere schien und eben zu unterliegen drohte. Aber auch Vrenchen sprang, Alles wegwerfend, mit einem langen Aufschrei herzu und umklammerte ihren Vater, um ihn zu schützen, während sie ihn dadurch nur hinderte und beschwerte. Thränen strömten aus ihren Augen und sie sah flehend den Sali an, der im Begriff war, ihren Vater ebenfalls zu fassen und vollends zu überwältigen. Unwillkürlich legte er aber seine Hand an seinen eigenen Vater und suchte denselben mit festem Arm von dem Gegner loszubringen und zu beruhigen, so daß der Kampf eine kleine Weile ruhte oder vielmehr die ganze Gruppe unruhig hin und her drängte, ohne auseinander zu kommen. Darüber waren die jungen Leute, sich mehr zwischen die Alten schiebend, in dichte Berührung gekommen und in diesem Augenblicke erhellte ein Wolkenriß, der den grellen Abendschein durchließ, das nahe Gesicht des Mädchens und Sali sah in dieß ihm so wohlbekannte und doch so viel anders und schöner gewordene Gesicht. Vrenchen sah in diesem Augenblicke auch sein Erstaunen und es lächelte ganz kurz und geschwind mitten in seinem Schrecken und in seinen Thränen ihn an. Doch ermannte sich Sali, geweckt durch die Anstrengungen seines Vaters, ihn abzuschütteln, und brachte ihn mit eindringlich bittenden Worten und fester Haltung endlich ganz von seinem Feinde weg. Beide alte Gesellen athmeten

Erde gesteckten Stumpfbesen, dort an einer von Rost zerfressenen Hellbarte oder Sponton, wie man es nannte, als Brenchens Großvater das Ding als Wachtmeister getragen, welches es jetzt aus Noth in die Bohnen gepflanzt hatte; dort kletterten sie wieder lustig eine verwitterte Leiter empor, die am Hause lehnte seit undenklichen Zeiten, und hingen von da in die klaren Fensterchen hinunter, wie Brenchens Kräuselhaare in seine Augen. Dieser mehr malerische als wirthliche Hof lag etwas beiseit und hatte keine näheren Nachbarhäuser, auch ließ sich in diesem Augenblicke nirgends eine lebendige Seele wahrnehmen; Sali lehnte daher in aller Sicherheit an einem alten Scheunchen, etwa dreißig Schritte entfernt und schaute unverwandt nach dem stillen wüsten Hause hinüber. Eine geraume Zeit lehnte und schaute er so, als Brenchen unter die Hausthür kam und lange vor sich hinblickte, wie mit allen ihren Gedanken an einem Gegenstande hängend. Sali rührte sich nicht und wandte kein Auge von ihr. Als sie endlich zufällig in dieser Richtung hinsah, fiel er ihr in die Augen. Sie sahen sich eine Weile an, herüber und hinüber, als ob sie eine Lufterscheinung betrachteten, bis sich Sali endlich aufrichtete und langsam über die Straße und über den Hof ging auf Brenchen los. Als er dem Mädchen nahe war, streckte es seine Hände gegen ihn aus und sagte: „Sali!“ Er ergriff die Hände und sah ihr immerfort ins Gesicht. Thränen stürzten aus ihren Augen, während sie unter seinen Blicken vollends dunkelroth wurde, und sie sagte: Was willst Du hier?“ — „Nur Dich sehen!“ erwiederte er, „wollen wir nicht wieder gute Freunde sein?“ „Und unsere Eltern?“ fragte Brenchen, sein weinendes Gesicht zur Seite neigend, da es die Hände nicht frei hatte, um es zu bedecken. „Sind wir Schuld an dem, was sie gethan und geworden sind?“ sagte Sali, „vielleicht können wir das Elend nur gut machen, wenn wir zwei zusammenhalten und uns recht lieb sind!“ „Es wird nie gut kommen“, antwortete Brenchen mit einem tiefen Seufzer, „geh in Gottes Namen Deiner Wege, Sali!“ „Bist

rend, mit vieler Langmuth den albernen Wortwechſel fort, der trotz ſeiner Leerheit beide witzig und ſüß genug dünkte, bis Sali erbost und kühn genug war, Brenchens Hände zu bezwingen und es in die Mohnblumen zu drücken. Da lag es nun und zwinkerte in der Sonne mit den Augen, ſeine Wangen glühten wie Purpur und ſein Mund war halb geöffnet und ließ zwei Reihen weiße Zähnchen durchſchimmern. Fein und ſchön floſſen die dunkeln Augenbraunen in einander und die junge Bruſt hob und ſenkte ſich muthwillig unter ſämmtlichen vier Händen, welche ſich kunterbunt darauf ſtreichelten und bekriegten. Sali wußte ſich nicht zu laſſen vor Freuden, das ſchlanke ſchöne Geſchöpf vor ſich zu ſehen, es ſein eigen zu wiſſen, und es dünkte ihn ein Königreich. „Alle Deine weißen Zähne haſt Du noch!“ lachte er, „weißt Du noch, wie oft wir ſie einſt gezählt haben? Kannſt Du jetzt zählen!“ „Das ſind ja nicht die gleichen, Du Löhli!“ ſagte Brenchen, „jene ſind längſt ausgefallen!“ Sali wollte nun in ſeiner Einfalt jenes Spiel wieder erneuern und die glänzenden Zahnperlen zählen; aber Brenchen verſchloß plötzlich den rothen Mund, richtete ſich auf und begann einen Kranz von Mohnroſen zu winden, den es ſich auf den Kopf ſetzte. Der Kranz war voll und breit und gab der bräunlichen Dirne ein fabelhaftes reizendes Anſehen, und der arme Sali hielt in ſeinem Arm, was reiche Leute theuer bezahlt hätten, wenn ſie es nur gemalt an ihren Wänden hätten ſehen können. Jetzt ſprang ſie aber empor und rief: „Himmel, wie heiß iſt es hier! Da ſitzen wir wie die Narren und laſſen uns verſengen! Komm, mein Lieber! laß uns ins hohe Korn ſitzen!“ Sie ſchlüpften hinein ſo geſchickt und ſachte, daß ſie kaum eine Spur zurückließen, und bauten ſich einen engen Kerker in den goldenen Aehren, die ihnen hoch über den Kopf ragten, als ſie drin ſaßen, ſo daß ſie nur den tiefblauen Himmel über ſich ſahen und ſonſt Nichts von der Welt. Sie umhalsten ſich und küßten ſich unverweilt und ſo lange, bis ſie einſtweilen müde waren, oder wie man es nennen will, wenn das

ſagte Brenchen, „Nichts hält uns mehr zurück!“ „So komm und ſchließ das Haus zu!“ „Wem willſt Du denn den Schlüſſel übergeben?“ Brenchen ſah ſich um. „Hier an die Hellbart wollen wir ihn hängen; ſie iſt über hundert Jahr in dieſem Hauſe geweſen, habe ich den Vater oft ſagen hören, nun ſteht ſie da als der letzte Wächter!“ Sie hingen den roſtigen Hausſchlüſſel an einen roſtigen Schnörkel der alten Waffe, an welcher die Bohnen rankten, und gingen davon. Brenchen wurde aber bleicher und verhüllte ein Weilchen die Augen, daß Sali es führen mußte, bis ſie ein Dutzend Schritte entfernt waren. Es ſah aber nicht zurück. „Wo gehen wir nun zuerſt hin?“ fragte es. „Wir wollen ordentlich über Land gehen“, erwiederte Sali, „wo es uns freut den ganzen Tag, uns nicht übereilen, und gegen Abend werden wir dann ſchon einen Tanzplatz finden!“ „Gut!“ ſagte Brenchen, „den ganzen Tag werden wir beiſammen ſein und gehen, wo wir Luſt haben. Jetzt iſt mir aber elend, wir wollen gleich im andern Dorf einen Kaffee trinken!“ „Verſteht ſich!“ ſagte Sali, „mach nur, daß wir aus dieſem Dorf wegkommen!“

Bald waren ſie auch im freien Felde und gingen ſtill neben einander durch die Fluren; es war ein ſchöner Sonntagmorgen im September, keine Wolke ſtand am Himmel, die Höhen und die Wälder waren mit einem zarten Duftgewebe bekleidet, welches die Gegend geheimnißvoller und feierlicher machte, und von allen Seiten tönten die Kirchenglocken herüber, hier das harmoniſche tiefe Geläute einer reichen Ortſchaft, dort die geſchwätzigen zwei Bimmelglöcklein eines kleinen armen Dörfchens. Das liebende Paar vergaß, was am Ende dieſes Tages werden ſollte, und gab ſich einzig der hoch aufathmenden wortloſen Freude hin, ſauber gekleidet und frei, wie zwei Glückliche, die ſich von Rechtswegen angehören, in den Sonntag hineinzuwandeln. Jeder in der Sonntagsſtille verhallende Ton oder ferne Ruf klang ihnen erſchütternd durch die Seele; denn die Liebe iſt eine Glocke, welche das Entlegenſte und Gleichgültigſte wieder tönen läßt

und in eine beſondere Muſik verwandelt. Obgleich ſie hungrig waren, dünkte ſie die halbe Stunde Weges bis zum nächſten Dorfe nur ein Katzenſprung lang zu ſein und ſie betraten zögernd das Wirthshaus am Eingang des Ortes. Sali beſtellte ein gutes Frühſtück und während es bereitet wurde, ſahen ſie mäuschenſtill der ſichern und freundlichen Wirthſchaft in der großen reinlichen Gaſtſtube zu. Der Wirth war zugleich ein Bäcker, das eben Gebackene durchduftete angenehm das ganze Haus und Brod aller Art wurde in gehäuften Körben herbeigetragen, da nach der Kirche die Leute hier ihr Weißbrod holten oder ihren Frühſchoppen tranken. Die Wirthin, eine artige und ſaubere Frau, putzte gelaſſen und freundlich ihre Kinder heraus, und ſo wie eines entlaſſen war, kam es zutraulich zu Vrenchen gelaufen, zeigte ihm ſeine Herrlichkeiten und erzählte von Allem, deſſen es ſich erfreute und rühmte. Wie nun der wohlduftende ſtarke Kaffee kam, ſetzten ſich die zwei Leutchen ſchüchtern an den Tiſch, als ob ſie da zu Gaſt gebeten wären. Sie ermunterten ſich jedoch bald und flüſterten beſcheiden, aber glückſelig mit einander; ach wie ſchmeckte dem aufblühenden Vrenchen der gute Kaffee, der fette Rahm, die friſchen noch warmen Brödchen, die ſchöne Butter und der Honig, der Eierkuchen und was alles noch für Leckerbiſſen da waren! ſie ſchmeckten ihm, weil es den Sali dazu anſah, und es aß ſo vergnügt, als ob es ein Jahr lang gefaſtet hätte. Dazu freute es ſich über das feine Geſchirr, über die ſilbernen Kaffeelöffelchen, denn die Wirthin ſchien ſie für rechtliche junge Leutchen zu halten, die man anſtändig bedienen müſſe und ſetzte ſich auch ab und zu plaudernd zu ihnen, und die Beiden gaben ihr verſtändigen Beſcheid, welches ihr gefiel. Es ward dem guten Vrenchen ſo wählig zu Muth, daß es nicht wußte, mochte es lieber wieder ins Freie, um allein mit ſeinem Schatz herumzuſchweifen durch Auen und Wälder, oder mochte es lieber in der gaſtlichen Stube bleiben, um wenigſtens auf Stunden ſich an einem ſtattlichen Orte zu Hauſe zu träumen. Doch Sali erleichterte

an den Fluß führte, und hier war eine Landungsstelle, wo ein großes Schiff, hoch mit Heu beladen, angebunden lag. In wilder Laune begann er unverweilt die starken Seile loszubinden, Brenchen fiel ihm lachend in den Arm und rief: „Was willst Du thun? Wollen wir den Bauern ihr Heuschiff stehlen zu guter Letzt?“ „Das soll die Aussteuer sein, die sie uns geben, eine schwimmende Bettstelle und ein Bett, wie noch keine Braut gehabt! Sie werden überdieß ihr Eigenthum unten wieder finden, wo es ja doch hin soll und werden es nicht wissen, was damit geschehen ist. Sieh, schon schwankt es und will hinaus!“

Das Schiff lag einige Schritte vom Ufer entfernt im tieferen Wasser. Sali hob Brenchen mit seinen Armen hoch empor und schritt durch das Wasser gegen das Schiff; aber es liebkos'te ihn so heftig ungeberdig und zappelte wie ein Fisch, daß er im ziehenden Wasser keinen Stand halten konnte. Es strebte Gesicht und Hände ins Wasser zu tauchen und rief: „Ich will auch das kühle Wasser versuchen! Weißt Du noch, wie kalt und naß unsere Hände waren, als wir sie uns zum ersten Mal gaben? Fische fingen wir damals, jetzt werden wir selber Fische sein und zwei schöne große!“ „Sei ruhig, Du lieber Teufel!“ sagte Sali, der Mühe hatte zwischen dem tobenden Liebchen und den Wellen sich aufrecht zu halten, „es zieht mich sonst fort!“ Er hob seine Last in das Schiff und schwang sich nach; er hob sie auf die hochgebettete weiche und duftende Ladung und schwang sich auch hinauf, und als sie oben saßen, trieb das Schiff allmälig in die Mitte des Stromes hinaus und schwamm dann, sich langsam drehend, zu Thal.

Der Fluß zog bald durch hohe dunkle Wälder, die ihn überschatteten, bald durch offenes Land; bald an stillen Dörfern vorbei, bald an einzelnen Hütten; hier gerieth er in eine Stille, daß er einem ruhigen See glich und das Schiff beinah still hielt, dort strömte er um Wälder und ließ die schlafenden Ufer schnell hinter

Theodor Meyer-Merian.

der Erholungen. Ein Zunftball, von dem man zehn Jahre nachher noch sprach, oder eine Einladung in den Herbst zu Bekannten auf ein Landgütchen vor'm Thor bildeten die hellsten Glanzpunkte mitten in dem Fegen, Kochen, Nähen und Stricken des geräuschlos hinfließenden Lebens. Frau Espenmüller hatte, wie man sagt, ein wenig unten durch müssen und darum war sie eine so wackere Frau geworden, die nicht hilf- und rathlos dastand, als ihr Mann im vierten Jahr der Ehe starb und sie mit zwei Mädchen allein in der Welt stehen ließ Wohl traten ihr gute Freunde mit Rath an die Seite, die Hauptsache aber, Rührigkeit und guten Willen, brachte sie selber in das neu gegründete Geschäft. Aus ihren zwei Mädchen, wollte sie nun, daß was Rechtes werde, und mehr als ihr zu werden möglich gewesen. Nur darum schränkte sie sich ein und war im Sommer schon vor der Sonne auf und in später Nacht noch nicht zur Ruhe, nur darum besorgte sie ihren Laden ganz allein, sammelte und legte jeden Kreuzer bei Seite, nur darum schickte sie ihre Kinder schon früh in die beste Schule, kurz, alle Gedanken und Pläne drehten sich einzig um dieses „Mehrwerden" der Mädchen. Lisebethli hieß das ältere, das jüngere Cäthrinli. Den Waschlumpen in den Wasserzuber werfen und dann tropfnaß auf dem Fußboden herumziehen, was fegen bedeuten sollte, dieses war schon Cäthrinlis Hauptvergnügen gewesen, noch eh es sprechen gekonnt, womit es ohnedieß langsam ging. Später ließ sich's das Kind nie nehmen beim Zurüsten der Gemüse, beim Reinigen des Eßgeschirres und dergleichen seiner Mutter behilflich zu sein, oder hinderlich, wie man eher will. Lisebethli dagegen beschäftigte sich weit lieber mit den Puppen, schneiderte ihnen neue Kleider und hing sich selber allerhand bunte Lappen und Tücher um, zum Staate natürlich! Jedesmal kostete es gar bittere Thränen, wenn es Morgens den Hauskittel anziehen sollte, während Cäthchen in seinem ältesten geflicktesten Röcklein, draus die Arme spannenlang herausgewachsen, ungeniert vor die ganze Welt getreten wäre. Lise-

daheim in der guten alten Luft werde sich's schon wieder ins frühere Geleise bringen lassen.

Unter solchen Gedanken, die bald Wolken heranwehten und bald zerstreuten, war denn der Augenblick des Scheidens endlich herangekommen. Frau Margareth hatte Mühe, ihre Freude nicht gar zu deutlich merken zu lassen, während Betty, die den ganzen Morgen schon mit rothen Augen herumgeschlichen war, von Neuem zu weinen begann; denn wie freundlich auch die Aussicht lächelte, nun kein Kind mehr zu sein! so deutlich mochte doch auch die Ahnung in dem Mädchen auftauchen, sie passe nicht mehr recht für das beschränkte bürgerliche Leben daheim.

Still und in sich versenkt saßen eine Stunde später Frau Espenmüller und Betty in dem Postwagen. Während die Pferde mit ihrem eintönigen Geschelle vor sich hin trabten auf der breiten Landstraße und der Postillon halb im Schlafe von Zeit zu Zeit den Arm mit der Peitsche hob und hüst! rief, blickte, — ein Widerspruch des Lebens — die Mutter in die Zukunft hinaus, ihre Tochter zurück nach der Vergangenheit.

Niemand aber, als eine zweite Frau Espenmüller, weiß, wie es der guten Frau zu Muthe war, als sie die Kirchthürme ihrer Heimat wieder sah und auf Eiderdunen und Flaum wäre sie nicht angenehmer gebettet gewesen, als auf dem zusammengesessenen Wagenkissen, von dem sie das holperige Straßenpflaster des Städtchens handhoch aufwarf. Und als sie nachher gar vor ihrem Häuschen stand und droben hinterm gezogenen Vorhänglein das Licht brennen sah, als an der alten eichenen Thüre der große messingene Löwenkopf durch die Nacht sie so spiegelhell anlachte, da waren Welschland und Post und Gepäck, ja sogar Lisebethli für einen Augenblick rein vergessen. Sie reißt hastig an der Glocke: ein Mäochenkopf fährt oben aus dem Fenster, — ein Schrei — es wird finster droben, im Hausgange jedoch helle, — die Thür öffnet sich und Frau Marga-

Friedrich v. Tschudi.

vom ganzen Regiment", ſeiner namenloſen Bruſtbekleidung auf und beugte ſich lang über das Waſſer hin. Der Spiegel, der nicht vexirte, gab ihm treulis ſein unſauberes, blutig geritztes Bruſtbild mit den wirren, ſtruppigen Haaren zurück. Da lachte der Burſche hell auf, wie er ſo ſein eigen Conterfei, vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben ſah; er ſchnitt dem Männchen im Waſſer ſeine Geſichter und ergötzte ſich ingründig daran, ſich ſelber zu verſpotten und zu äffen. Endlich wurde er wieder klug und ſann nach. „Wie wär's", dachte er, „wenn du den Kerl da drin im Waſſer ein bischen abwaſchen würdeſt, 's muß ihm lange nicht mehr ſo was paſſirt ſein." Dann entledigte er ſich mit einem Rucke ſeiner flatternden Garderobe, warf die Lumpen pfeifend hoch durch die Luft in die Neſſeln, ſtieg ſacht ins Waſſer und wuſch ſich gründlich vom Giebel bis zum Fundament.

Es mußte wohl eine Luſt ſein, in das Moosbecken des kühlen Brunnens zu tauchen, — oder hatte vielleicht der Burſche noch gar nie den Zauber des Bades genoſſen, — item, es dauerte eine gute Weile, bis er herausſprang, ſich ſchüttelte und das Waſſer von den Augen ſtrich und aus den Locken rang. Er ging dann zu ſeinem Stallbänkchen und ſchnürte das Bündel auf. Da kam zuerſt ein kleiner brauner gezähmter Marder zum Vorſchein, dann einige Brodreſte nnd rohe Rüben, ein Knäuel Eiſendraht, etwas Wäſche ſammt einigen Kleidungsfragmenten und eine Handvoll Brodkrummen. Zuerſt griff er nach dieſen und ſtreute ſie den Finken und Sperlingen vor dem Stallplatze hin, ſchlüpfte dann in Wäſche und Hoſen, und die Toilette war fertig. Sonderbar war ſie freilich. Die geflickten rothen Hoſen von zweifelhafter Herkunft gaben ihm einen burlesken Anſtrich, und die franzöſiſche Spitzmütze keck auf dem linken Ohr mit der ſchwarz-roth-goldenen Kokarde ſtand poſſierlich zu den nackten Füßen.

Der junge Menſch war jetzt ein anderer Menſch geworden, den alten Adam hatte er ins Geſtrüpp geworfen, die alte Haut neu gebadet im Kryſtall der Quelle und im Balſam der Morgenluft. Das

Jakob Frei.

„Aber es ist ja der Braune, der in Suhr beim Kreuz so folgsam gegen den Wehrstein fuhr", erwiederte Martin zaghaft, — „wißt Ihr, damals — seitdem ist er mir viel lieber geworden." Ueber Christians bleiches Gesicht flog eine tiefe Gluth bei dieser Erinnerung; er wandte sich rasch ab und schaute eine Weile schweigend durch das Fenster in den Abend hinaus. Ohne den Alten anzusehen, sagte er endlich rauh: „Geh' jetzt, Martin, ich kann dir keinen weitern Bescheid geben; du brauchst mich nicht an Vergangenes zu mahnen — dem Hause des Untervogts bin ich keinen Dank schuldig."

Martin ging; obschon er zu Hause weder einen Kapitän noch französische Truppen im Dorfe fand, und er nun wohl sah, wie er sich thörichter Weise habe betrügen lassen, so konnte er dem Statthalter doch nicht verzeihen, daß er so kalt und theilnahmlos über das Schicksal des „Braunen" geblieben war. „Undank ist der Welt Lohn", seufzte der gute Alte und — Christian hatte eine treue, aufopfernde Seele mehr verloren.

Das mochte dieser übrigens bald selbst gefühlt haben. Als er Martin unsichern Schrittes und die Thränen trocknend am Waldrande hinabgehen sah, empfand er, daß er dem guten Manne in seiner Verstimmung wohl zu kurz und rauh begegnet sei. Er ging ihm sogleich nach, um ihn mit dem Versprechen zu trösten, Alles anzuwenden, um des Frevlers und des Braunen wieder habhaft zu werden; aber er konnte Martin nicht mehr einholen, und in des Untervogts Hause selbst zu gehen — das vermochte Christian nicht über sich zu bringen. —

In trübe Gedanken verloren — die Dämmerung war bereits angebrochen und nur noch der Schein der Abendröthe, die über dem Walde lag, wehrte der nahenden Nacht — lenkte er seine Schritte nach dem Kirchhofe. Er wollte auf das Grab seiner Mutter, das er seit dem Herbste nie mehr besucht hatte. Zu seinem Erstaunen war dasselbe mit frischem Rasen besetzt und aus einem mächtigen Ros-

tung vor dem geliebten Gegenstande darbeut. Röschen empfand, daß nun auch noch der an dieser Stütze rütteln würde, der dieselbe bisher unentwegt festgehalten. „Nein", seufzte es, die Thränen trocknend, die in seine Augen traten, „nein — wahrlich, ich verlange keinen Dank von ihm; ach — könnten ihm alle Leute verzeihen, wie ich es thue — — doch Gott allein weiß, wie ich's meine."

Das arme Mädchen löschte sein Lämpchen und setzte sich in kummervolles Sinnen verloren ans Fenster. Draußen lag eine helle, frühlingsmilde Mondnacht. Die vom leichten Winde bewegten Zweige der Bäume warfen ein buntes Schattenspiel auf den lichtgrünen Rasen und drübenherein ertönte aus dem Gebüsche jenseit des Baches in langen Pausen ein zwitschernder, wie im Traum sich wieder verlierender Amselschlag.

„So war's eine Nacht", sagte Röschen leise vor sich hin, die Stirne an die Fensterscheiben lehnend, „so still und mild, als er mir zum ersten Male sagte, daß er mich lieb habe — es sind nun bald zwei Jahre her — an Pfingsten; er stand lange dort im Schatten an der Scheuer und traute sich nicht recht, herüberzukommen — ach Gott, wer hätt es damals denken können." — — Es schaute lange träumend nach der Scheuer, als müsse sich im Dunkel des Schattens etwas regen, wo ehemals der Ersehnte mit geräuschlosem Tritte hervorgetreten war; und — wirklich, es regte sich, und eine hohe Gestalt kam vorsichtig umherspähend an's Mondlicht hervor. Röschen fuhr mit einem leisen Ausruf des Schreckens vom Fenster zurück und starrte eine Weile unverwandten Blickes nach der Erscheinung hinüber. War er's selbst, der früher so oft lauschend und harrend dort gestanden? — Was trieb ihn um Mitternacht zu dem Hause, dem er keinen Dank schuldig war? — Röschen lehnte sich zitternd an sein Bett und bedeckte mit der Hand die Augen, wie wenn es sich die geliebte und gefürchtete Erscheinung verbergen wollte. Da ertönte ein leises Pfeifen und sogleich darauf knarrte die Hausthüre,

die Braven in verſchärftem Ritte in Olten angelangt, um nach kurzer Raſt der bedrohten Patriotenſtadt zu Hülfe zu kommen; aber doch neigte ſich die Sonne ſchon tief auf den Jura nieder, als die erſehnte Staubwolke, welche die rettende Reiterſchaar barg, auf der Straße von Schönenwerd gegen die Stadt heran aufwirbelte.

Der Kantonsſtatthalter, der Chriſtian wohlgewogen und befreundet war, erlaubte ihm, mit einem Fähnlein der angekommenen Reiter trotz des ſinkenden Abends noch das Thal hinaufzureiten, um Erkundigung über den Stand der Dinge einzuziehen; freilich nur mit der dringendſten Ermahnung, ſich und ſeine Gefährten keiner unnöthigen Gefahr auszuſetzen. Der unerſchrockene Thörlewirth ließ ſich's nicht nehmen, ſeinem Freunde das Geleit zu geben. Schon in Gränichen erfuhren ſie, daß ſich die Haufen an der Blaienbrücke längſt zurückgezogen und wohl gänzlich aufgelöst hätten; wie es weiter aufwärts ausſehe, könne man nicht ſagen. Die kecke Schaar ritt in ſcharfem Trabe weiter, ohne auf einen Feind zu ſtoßen; an der bezeichneten Brücke deuteten blos einige neben der Straße liegende Baumſtämme und ein paar friſch aufgeworfene Erdhügel an, daß ſchwache Anfänge zu ſchützenden Vertheidigungsmaßregeln gemacht worden waren. — Bereits war's völlig dunkel geworden, als die Schwadron an Liebegg hinaufrückte; nirgends hatte ſie auch nur eine einzige Wache bemerkt. — Das Thal lag ſo ſtill und lautlos in der Dämmerung, als wär' es noch nie vom Klange einer Sturmglocke erſchreckt worden. Jetzt fing Chriſtian ſelbſt an zu befürchten, ſie könnten in einen Hinterhalt gerathen. Er ließ den Zug halten und befahl dem Thörlewirth als Wegweiſer für den Nothanfall bei demſelben zurückzubleiben, er ſelbſt ging zu Fuß, leiſe aber ſchnell die Straße aufwärts Unterkulm zu. Schon war er mehr als einen ſtarken Büchſenſchuß von ſeinen Begleitern entfernt, als vom Dorfe her raſcher Hufſchlag ertönte. Der Statthalter lehnte ſich an einen Baum

neben der Straße, um den Reiter unbemerkt beobachten zu können. Wie dieser näher herankam, hörte der Horchende zwischen dem Pferdegetrappel laut klagende Ausrufe, die ein schmerzliches Selbstgespräch zu unterbrechen schienen. Christian erkannte die Stimme und rasch hervortretend und den Zügel des Pferdes ergreifend, fragte er: „Wohin noch so spät, Martin — was bringst du für Botschaft?“ — „Heiliger Himmel“, erwiderte der Alte, nachdem er den Frager erkannt, sich zum Absteigen anschickend, „armer Christian — seid Ihr da? Ich soll' Euch von Aarau heimholen — der Untervogt hat mich geschickt — sitzt auf und reitet — meine Botschaft“ — fügte er in lautes Schluchzen ausbrechend hinzu — „werdet Ihr bald genug erfahren.“ — —

Als Christian vor des Untervogts Hause von dem schnaubenden Rosse sprang, tönte ihm von drinnen lautes Weinen entgegen. Ohne die Begegnenden zu fragen oder anzuhalten, wankte er durch den Hausgang Röschens Kämmerchen zu. Es war von einem kleinen Lämpchen erhellt, dessen bleicher Schein auf Röschen niederfiel, das mit geschlossenen Augen schon zum letzten irdischen Gange geschmückt auf dem Bette lag. Neben demselben kauerte der unglückliche Untervogt, in starrem, lautlosem Jammer in das erblichene Antlitz schauend, auf dem nach überstandenem Todeskampfe ein freundlich milder Schein der Versöhnung lag.

Was das Leben nicht vermocht, mußte der Tod vollbringen; der arme, kinderlose Vater sank dem eintretenden Christian in sprachlosem Schmerze in die Arme und die beiden, freilich zu spät Versöhnten, hielten, gemeinsam das verlorene Glück beweinend, bis zum Morgen stille Leichenwacht.

Röschen wurde hart neben Christians Mutter gelegt. Die Trauerweide, die es ahnungsvoll auf ihr Grab gepflanzt, senkte vor wenigen Jahren noch ihre Zweige auch über den kleinen Leichenstein, der die

ohne sich um die Welthändel zu kümmern. Die Leute nannten ihn bis an sein Ende den „Statthalter", obgleich bald Wenige mehr wußten, was dieser Titel zu bedeuten hatte.

Noch bis auf seine letzten Tage ging er, ein freundlich ernster Greis, wie wir ihn im Anfange der Erzählung gesehen haben, Tag für Tag seinen einsamen Weg nach dem Ebnat hinauf, um nach dem Kirchhof hinunterzuschauen. Was er sich dort droben so manchmal gewünscht haben mag, hat er nun auch gefunden.

Louiſe Meyer von Schauenſee.

Aber Regine fand in seiner Strenge nur neue Nahrung für ihre Widersetzlichkeit, und der Riß zwischen den beiden Gatten wurde immer weiter. Heute nun war Andermatt, der den Kauf des Gutes vermitteln sollte, zum letzten Mal herüber gekommen, die entscheidende Antwort zu holen, und da war's, wo Regine ihren Mann gehöhnt und ihm seine Armuth in so bittern Worten vorgeworfen.

„Willst du denn gar Nichts essen?" — frug endlich die Frau vom Tisch herüber.

„Nein, es ist mir nicht um's Essen" — erwiederte Gebhard in derselben trockenen Weise, doch lehnte er sich langsam vom Fenster zurück und blickte auf die Frau, welche jetzt beeilt schien, die Ueberreste des kleinen Mahles wegzuräumen. Für ihre äußere Anmuth hatte er keine Augen; er mußte nur daran denken, wie dazumal dieser Mund so freundlich gelächelt, wie diese Augen so innig zu ihm geschaut und jetzt — wie so ganz anders! Als er mit ihrem kalten trotzigen Blick zusammentraf, mußte er sich wieder von ihr wenden; denn er fühlte, daß der Sturm in seinem Innern von Neuem losbrach. Er lehnte wieder die Stirne an seinen Arm und schaute hinaus. Seine Züge nahmen mehr und mehr den Ausdruck strenger Härte an und es reifte ein Entschluß in seiner Seele, den er gleich ins Werk setzen wollte. Nach wenigen Minuten trat er vom Fenster zurück.

„Wo ist der kleine Marien?" — frug er, als ob er erst jetzt wieder seines Kindes gedenke. — „Er schläft drinnen in der Kammer" — erwiederte die Frau.

„Zu dieser Zeit?" — „Die Hitze hat ihn schläfrig gemacht."

Gebhard öffnete die Kammerthüre Eben erst erwacht, hatte sich der sechsjährige Bube in seinem Bettchen aufrecht gesetzt und rieb sich die Augen. Als er aber die Stimme des Vaters hörte, rief er laut und streckte die kleinen Arme nach ihm aus; doch Gebhard trat nicht zu ihm — es war keine Spur von Milde in seinem Blick zurückgeblieben — er wandte sich bloß zu seiner Frau.

wenn er in die Weite ging. Es war eben heute ein Tag des Hadern, wo Niemand an Gott dachte, sonst wären die Gemüther nicht so weit auseinander gekommen. Draußen blieb Indergand plötzlich, wie sinnend, stehen und schaute auf Regine, die den Beiden nachgeeilt, um den Knaben noch einmal zu küssen.

„Leb' wohl, Regine!“ — sprach da Gebhard und ein geübtes Ohr hätte vielleicht einen leisen Nachhall ehemaliger Zärtlichkeit aus dem Ton seiner Stimme herausfühlen können. Regine horchte auf. Wie zur Erwiederung öffnete sie den Mund; doch das freundliche Wort blieb ihr in der Kehle stecken, und Gebhard ging. Weiß und staubig lag die Straße, auf welcher er dahinschritt, zwischen den grünen Wiesen, und Reginens Augen mußten dem hellen Striche folgen, bis Bäume und Häuser ihr die Aussicht nahmen, und die zwei Gestalten verschwunden waren; von der Schwelle aber rührte sie sich nicht. Es war Stolz und Trotz, was sie zurückhielt.

O, zwinge ihn nieder diesen Stoz, junges Weib! Die nächste Stunde ist noch dein; Gott hat sie dir gegeben in seiner Langmuth. Aber zögere nicht; denn schon naht das dunkle Schicksal und ehe ein neuer Morgen tagt, wird es die Schwelle deines Hauses überschreiten. In düstere Grübeleien versunken verfolgte Indergand seinen Weg. Je finsterer seine Gedanken, je rascher wurde sein Schritt. An den Knaben an seiner Seite dachte er gar nicht, bis dieser endlich, unvermögend seinem Vater länger Schritt zu halten, mit beiden Händchen seinen Arm umklammerte. In kindlichem Flehen zu ihm aufschauend, rief er: — „Wie geht ihr nur so schnell, Vater? Und warum sagt ihr denn gar Nichts zu mir?“ Gebhard erwachte aus seinen Träumereien? Wie ein milderer Hauch zog das Bewußtsein der Nähe seines Kindes ihm durch die Brust. Er hob den Knaben auf seinen Arm und beugte sich liebkosend über ihn. — Kaum eine halbe Stunde, daß er all' seine Zärtlichkeit über Bord geworfen, und schon wieder sehnte sich sein Herz darnach! — Frohlockend

mit gleicher Thätigkeit zu wechseln. Das Dampfſchiff hatte eben ſeine Paſſagiere ans Land geſetzt, hatte neue aufgenommen und war ſchon wieder abgefahren, während die Reiſenden am Land die bereitſtehenden Wagen in Eile beſtiegen, ungeduldig, ſchnell weiter zu kommen. Die Pferde zogen an; die Schellchen klingelten und fort jagte es in ſcharfem Trab. Als der letzte Wagen den Platz verlaſſen und das Dampfſchiff, eben um die Naſe des Axen biegend, aus dem engen Geſichtskreiſe von Flüelen verſchwand, langte Gebhard am Geſtade an. Ringsum war es ſtill geworden. Die Staubwolke, die ſoeben aufgewirbelt, hatte ſich wieder gelegt und Gebhard, von ſeinen Gedanken ganz eingenommen, fragte ſich nicht, ob die lange Wagenreihe oder der Wind den Staub vor ihm hergejagt. Hart am Geſtade ſtand eine kleine Gruppe Schiffsleute, heftig redend und nach allen Seiten den Himmel ausſchauend.

„Ich ſag' dir, Carli, ehe eine Stunde vergangen, haſt du den Föhn im Buckel und magſt zuſehen, wie du nach Brunnen kommſt."

Der Seelisberger Carli, ein langer, hagerer Mann, von dem man nicht recht zu ſagen gewußt, wie alt er ſei, — ſo verwettert und ſonnenverbrannt ſah er aus — drehte ſich rund herum, zog die Kapuze ſeines weißen Hirtenhemdchens über den Kopf und wieder herab, that einen langen Zug aus ſeinem Gypspfeifchen und ließ den Rauch wieder zu den Naſenlöchern heraus, wie aus zwei Schornſteinen.

„Hm, mögt Recht haben, Meiſter Schillig. Der Föhn iſt im Anzug — ja, ja — aber ſo ſchlimm, wie ihr ſagt, meint er's heute nicht. Und die Schwyzer Kühe muß ich nun einmal doch holen, ſonſt fiſcht mir der Aerni von Brunnen die Kundſchaft vor der Naſe weg und ich habe das Nachſehen. Und muß ich den Föhn zur Fahrt haben, mag ich ihn lieber im Buckel als gegen mich. — Ei ſieh, da kommt der Gebhard Indergand! Was Neues, Indergand?" — rief er ihn an, indem er die Hand über die Augen hielt.

mauer ſchlugen. Immer weiter bog ſich Gebhard vor, um das Geräuſch deutlicher zu vernehmen. Durch ſeine ſtarren Züge ging ein langſames Dämmern, dann hob er plötzlich ſeine rechte Hand empor und beſchaute ſie genau. Die Nägel waren alle abgebrochen, und, wie er mit den Fingern über den Aermel fuhr, war er ganz naß. Da wurde ihm Alles klar. Noch einmal irrte ſein Blick durch die Reihen; aber jetzt war's ein raſcher, entſetzter. — „Wo iſt mein Kind, der kleine Marien?" — frug er mit leiſer, verhaltener Stimme, dabei war ſein Blick ſo unheimlich, daß Alles ſchwieg. — „Wo iſt mein Bube?" ſchrie er zum zweitenmal und mit einem Satze ſtand er auf ſeinen Füßen. So wild hatte ihn noch niemand geſehen. — „Mein Kind, mein kleiner Marien", wiederholte er und packte den ihm Zunächſtſtehenden bei der Bruſt. Es war der alte Andermatt. — „Sei nicht ſo wild, Indergand" — ſprach er, — „was der Herrgott ſchickt, muß man annehmen, ſei's nun ſo, oder ſo."

„Du willſt damit doch nicht ſagen" — fuhr Gebhard auf; plötzlich aber hielt er wieder inne, wie vor dem Schreck des eigenen Gedankens zurückbebend. Es überkam ihn eine dunkle, unſagbare Angſt, vor welcher ſein wildes Weſen wie Schaum zerfloß. Den alten Lieni loslaſſend, wandte er ſich zu den Uebrigen und ſeine Stimme durchlief alle Töne der weichen Bitte, als er wieder nach ſeinem Knaben fragte. — „Sagt mir, wo iſt mein Bube. Ihr ſeht ja wohl, ich muß ihn haben, kann nicht ſein ohne ihn. Kennt ihn denn Keiner von Euch? Er war ſo friſch und kräftig und hatte gelbe, krauſe Ringel um den Kopf. Wo habt ihr ihn dann verſteckt? Oder — iſt er doch nicht" — brauste er endlich wieder wild empor, eben ſo raſch brach er jedoch ab und nun ging's mit dem ängſtlich flehenden Fragen wieder von vorn an und ſo herzzerreißend klang es, daß ein Stein ſich darob hätte erbarmen können. Ein Schiffer, der mit in dem Rettungsnauen geweſen, machte der Szene ein raſches Ende, indem er aus den Reihen trat. — „Es mag das hart ſein zu

und er meinte, den weißen Schaum der Wellen zu unterſcheiden. Da mußte er daran denken, wie kühl es da unten ſei und wie die Wellen ſpühlen und ſegen; an ſeinen Knaben mußte er denken, an die kräftigen ſchönen Glieder, an das freundliche Kindergeſicht und an die gelben Ringeln. Und da unten tief, tief unten lag er jetzt ſo ſtill, ſo ſtumm, ein Spiel der empörten Wellen — und Gebhard ſollte ihn nie, nimmerwieder ſehen und doch war er ſein theures, ſein eigenſtes Kind! — Ein dumpfer, wilder Schrei rang ſich aus der Bruſt des armen Vaters. Er hatte ja ſein ganzes Glück auf dieſen Knaben gebaut und nun war er verloren für ihn, lag tief unten im See. Stöhnend wälzte ſich da Gebhard auf dem Mooſe; er wußte ſich nimmer zu helfen. Aus dem Bergkeſſel herauf tönte die Brandung wie das Hohnlachen böſer Dämonen und dort hinten richtete ſich der Granitblock ſo kalt und ſtarr empor, als wollte auch er der Qual des Aermſten ſpotten. Nur das kleine, unſcheinbare Kreuz daneben ſchien ſeine Arme wie liebend auszuſtrecken. Müde gehetzt von den Schreckbildern, die ſeine aufgeregten Sinne ihm überall zeigten, hingen endlich Indergands Augen an dem Kreuz und von dem Kreuze ſchweiften ſie zum Himmel. Da plötzlich durchblitzte ihn ein Gedanke, den die Verzweiflung bisher nicht hatte ihn ihm aufkommen laſſen: Da oben, nicht in der Tiefe des Sees war ja ſein Kind. Dort lag nur ſeine vergängliche Hülle; ſein Geiſt aber ſchwebte als Engel in jenen ſeligen Höhen! Und ein Engel des Friedens mußte es ſein, Gebhard fühlte das; denn wie kühler Thau tröpfelte dieſer Aufblick zum Himmel in ſein wundes Herz zurück. Sein Kind war jetzt nicht mehr verloren für ihn, von dort oben ſchaute es auf ihn herab. Es war ſein Schutzgeiſt, ſein Anwalt und einmal nach dem Ende dieſer Tage ſollte er's ja wiederſehen und dann gäb's keine Trennung mehr. Leidenſchaftlich preßte Gebhard ſeine Hände ineinander, — ja er wollte leben und den Himmel verdienen! — Er verſprach's und in ſeinen Augen glühte ein heiligendes Feuer. Geſtärkter, muthiger ſtand

August Corrodi.

edelſte Produkten i der neueſte Literatur. Es heißt: „Clara Vere. Novelle von Friedrich Spielhagen. Hannover, Carl Meyer. 1858.“ I lieſen i dem reizede Büechli und bin ganz vertüüft dri; do ghöri der Unggle in Garte cho. I luegen uf und gſehne, daß d'Margrite vum Feld her chunnt. — „Nimmt mi iez doch Wunder, was der Unggle mache wird“, denk i, „und ober ſi nid zum Hag fürre trout, bis ſie verbi iſcht.“ I luegen alſo zwüſchet de Bletten durren und gſehne, wie der Ungglen i Gidanke zmitzet im Garte ſtaht und en Oepfel aſtuunet, won uſem Boden litt. Dänn zupfter uruehig am Chäppli, chunnt mittem Schueh a dä Oepfel anne und merkt's nid emal — öppis ganz total Unerhörts für dä zärtli Pomolog oder Oepfelbiſtiſſene uf tüutſch! — Ganz unerhört das! — „'S häte, 's häte biſtimmt“, ſägi zuemer ſelber, „das iſcht jez etſchided usgmacht.“ Die ſtattli Wehnthaler-Margrite chunnt nöcher; es hätmer vor Erwartig ſelber e chli tötterlet, i ha gfürcht, mä gſächs au mir a, daß i de Biobachter ſpilli, und obſcho vu der Laube verborge für beidi, lueg i doch iifrig is Buech inne und ſchääche nu ganz hübſcheli drüber ine. D'Margrite chunnt allwil nöcher, ſie mönet vor ſi anne und ihri prächtigen Auge lueged ruehig über de Garten ine. — Wänn i bisder die Idee mit dem Ungglen und der Margrite meh us Spaß und bihaglichem Müeſſiggang ghegt und Freud gha ha dran, ſen iſcht mer im ſäbe Momänt die Sach uf eismal recht ernſthaft in Chopf cho, won i iez, 's erſchtmal eigetli, das Meitli recht bitrachte. Stillchreftig, ruehigumſichtig, uf ſich ſelber ſchön biruehed und chlarverſtändig i d'Wält lueged iſcht mer die Margrite erſchinne, und au ganz ime rechten Alter für en Ma gege de Füfzge.“

„Wie alt iſchi?“ fraget d'Bertha und d'Emma gliichzittig.

„'S thutmer leid, aber im Taufbuech wirds woll z'findo ſy.“

„Ach, nu ſo ungfahr?“

„So ungfähr e chli elter as ich.“

„Nu nu, dänn chaſes thue mit der Juged“, meint d'Bertha.

„Meinſcht gwüß?“

„Sicher. ’S wird nid ſe gföhrli ſy.“

„Jä jä jä aber . . . .“ ſetter; „i will iez doch na öppis luege.“ Er nimmt ſini Büecher zämmen — es iſcht au en Band Verhandlige vu der ſchwizeriſche gmeinnützige Gſellſcheft i der Il mitgfloſſe — nimmt ſini Büecher zämmen und wüdelet mit abe. Nachenne Willi gſehnene zum Huus us gah und zwar wieder miteme Buech. „Unggle“, rüef i em nahe, „häſcht au recht glueget, daß d’ nid öppen es Buech über chünſtlichi Fiſchzucht oder en Zinschnecht bi der häſcht?“ — Er ſchüttlet nu mitem Chopf und ſtrebt druf gege’s Dörfli.

„Wänn’s dä nid hät, will i en Herdöpfel ſy‘, ſägi zuemer ſelber. „Allgimeini Menſchelieb chas nid ſy, dänn thäter nid eſo confus und faſt gar e chli eifeltig — alſo chas nüt anders ſy, as e ganz ſpeziells Gfühl für die ghieſſiert Wehnthaleri — und nach altem Bbricht weißtmä, daß es i gwüſſe Fällen ums Mitliden en eigeni, e heiggli Sach iſcht — es ſchlat nu g’gern i Liebi um, und wänn vu Liebi ſcho es Chlimli da iſcht, ſe verwandlet ſi die Milch der „frumme Denkungsart“, um ſe gſchwinder i Schotten; i will iez d’Folge vu dem poetiſche Glichnuß nid witter usfüehre.“

„Biſcht en Pfüdi“, ſeit d’Bertha.

„Und mini Birechnige hämmt dänn au nid täuſcht. — Der Unggle iſcht zwar um vieles ruehiger wieder umme cho, as er ggangen iſcht, und hät erzellt, es göng ordeli; d’Zunge ſei frili zimmli gſchwulle worden und d’Margrite chönn nid guet reden iez — aber mä hoffi mit Eſſiggurgle werdis beſſere. — Aber i hanems wöll agſeh: er iſcht doch alliwil na zimmli verſtört gſy, und ſis iſcht ſa ruehig heiter guetmüetig Gſicht hät biſorglichi Falten und es Chummerzügli bibhalte. Sis g’ordnet, reinli Dasy hät dur dä Wäſchpiſtich en Schupf überchо und ’s iſcht Allerlei underenand cho drinn und verrütſcht und umgfalle. Er hät mi im Grund verbarmet, min gueten Unggle

ebe ddenkt, Karl, wenn nu di Bertha da wär, die chönnt ſie ilade, ſie well ihres Portrett zeichne . . ."

„Aha!" ſägi.

„Gäll, das wär nid ſen übel?" frageter.

„Gar nid übel", ſägi, „wänn d' mer e guets Wort giſcht, ſe zeichni das Portrett ſelber."

„Jä — chaſcht du dänu zeichne?"

„Das iſcht gar nid nöthig", ſägi.

„Jä aber . . ."

„Lami nu machen, Unggle", ſägi. „Wänn ſoll i ſie portrettiere?"

„Jä aber los doch . . ."

„Säg nu wänn? Hütt? Jez? Z'Mittag? Z'Abig?"

„Am liebſte gli", ſeiter, „aber . . ."

„Guet, Unggle", ſägi, „'s ſoll gelte."

Stahnen uf und gahne zur Margriten uſe.

„Tag", ſägi, „wie gahts?"

„O ganz guet wieder", ſeit ſie.

„I hett e Bitt ani", ſägi. „I ham e Bruut diheim und die iſcht e bſunderi Fründin vu Portrette und Trachtebildere. — Möchteren es Freudeli mache. — Wettider nid iez villicht ſe guet ſy und öppe morn gſchwind für es Viertelſtündli zu mim Ungglen abe cho, daß i chönnt es Portrettli vuni mache? 'S gaht nid lang, wie gſeit, und Er thätidmer würkli en große Gfallen und miechid miner Bruut e großi Freud."

„Ja, was fallt au dem Herren i?" ſeit ſie, „i glaube, Sie gſpaſſed?"

„Spaſſe nie zur Unzitt", ſägi. „Chönnederi etſchlüüße?"

„Ja", ſeit ſie z'letſcht, „i verreiſe mornemorge bi Zitte."

„Se hettider villicht hütt na es vorigs Viertelſtündli? — Wie gſeit, 's iſcht gli richtig. Wänder ſe guet ſy?"

„'S hät na allerhand Redes bbrucht, bis ſie endtli ja gſeit hät.